

Das verlorene Gesicht

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das verlorene Gesicht.

Nein, es ging nicht um den Bach, nicht um den Wald und nicht um den Haselbusch an und für sich. Wenn diese Dinge nicht mehr da waren, als der alte Jahrmarktfahrer zurückkehrte, so bildete dies darum für ihn eine so große Enttäuschung, weil all das auch nicht mehr da war, was für ihn um und über diesen Dingen geblüht hatte. Nicht weil der Bach ein Bach war, nicht deshalb hatte sich der Alte auf die Rückkehr gefreut, sondern weil der Bach, der Haselbusch und der Wald Brücken gewesen waren in den weit zurückliegenden Jugendländern.

Nochmals über diese Brücke zu schreiten, hatte der Alte das verlotterte Zehnthaus erworben, als es die Schuppisrüter zum Verkaufe ausgeschrieben, obwohl er sich mit dem bescheidenen Vermögen, das er sich auf seinen jahrzehntelangen Fahrten erworben hatte, sehr wohl ein netteres Ruheplätzchen hätte auswählen können. Welch ein Narr! sagten selbst die Schuppisrüter, als der Jahrmarktfahrer mit Eifer sich daran machte, das abbruchreife Gebäude in allen Teilen zu erneuern. Die Leute merkten nicht, daß er sich damit die große Enttäuschung wegarbeiten wollte, die Enttäuschung darüber, daß er das Dorf nicht mehr so gefunden hatte, wie er es sich in der Fremde immer wieder vorstellte.

So wie das Dorf nun aussah, war es für Schoch tot. Zwar waren die Leute gesund, das Vieh gab Milch, der Boden war wohlbebauet; aber die Dinge, um die des Alten Erinnerung am liebsten kreifte, fehlten, indem sie intensiven Nützlichkeitsbestrebungen moderner Bodenbearbeitung zum Opfer gefallen waren.

Schochs Enttäuschung beruhte nun nicht etwa darauf, daß er als sentimentaler Schwärmer die Wirklichkeit nicht verstehen wollte oder konnte. Sein Leben war Arbeit gewesen und knappes Brot. Wenn er sich nicht wie die andern Schuppisrüter begnügt hatte, in dieser Arbeit stecken-zubleiben, so war es deshalb, weil er nicht bloß ausdauernde Zähigkeit besaß, sondern auch die Gabe, über alle Arbeit hinauszusehen in die Wunderwelt, die auch dem prosaischesten Alltag innewohnt. Nun waren aber in ihm Arbeit und Wunder noch nicht jene harmonische Einheit geworden, wie sie zu wahrhaft geruhigem Leben nötig ist. Die Zweifelhaftheit des Wesens brachte schon in des Jungen Leben Unstätigkeit und Waghalsigkeit, und wenn sich der Bursche entschloß,

Jahrmarktsfahrer zu werden, so entsprach dieser Beruf am ehesten seinen Vorstellungen von wunderdurchsetzter Romantik. So wurde er „Billiger Jakob“, Budenbesitzer und schließlich Kinoherr. Dies war ein weiter Weg, wobei es weder an geschäftlichen Mißerfolgen, noch an persönlichen schweren Erfahrungen fehlte. Ein ganz besonders schwerer Schlag war es gewesen, als nach wenigen, zwar kinderlosen, dennoch aber glücklichen Ehejahren die Gattin starb. Einige Jahre darnach versuchte er nochmals eine Familie zu gründen. Die zweite Frau aber war ein echtes Jahrmarktgeschöpf, jung, zu jung für Schoch, und liebte nichts mehr als ein recht buntes und abwechslungsreiches Leben. Sie war es denn auch, die Schoch darauf brachte, ein Kino anzuschaffen. Die beiden begaben sich nach Paris und studierten dort die erst vor kurzem gegründeten Kinos. Schoch erwarb einen Apparat samt zugehöriger Ausstattung. Doch als er sich auf die Rückfahrt begeben wollte, siehe, da war seine junge Frau mit einem andern Manne, wahrscheinlich einem der Herren, die ihm beim Kaufe geholfen hatten, verduftet. Er kam allein zurück und verdeckte den Kummer in reger Betriebsamkeit. Er spielte mit seinem Kino nicht bloß an Jahrmärkten, er zog auch sonst im Lande herum, veranstaltete Lichtspielabende in allen Nestchen und hatte reichlichen Verdienst, was aber nicht verhinderte, daß er mit zunehmendem Alter nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich einsamer wurde. Dabei empfand er mehr und mehr daran Freude, in Gedanken zurückzukreisen zu Vergangenen, zu Bildern, wie sie ihm die Jugendzeit geschenkt hatte. Ja, dies lehrte ihn die Welt: die Wunder lagen nicht in erster Linie vor ihm, sie lagen vor allem in ihm und hinter ihm.

So geschah es, daß der alte Schoch oft nach Vorstellungen abends sich irgendwo in eine rauchgefüllte Wirtsstube setzte und in Erinnerungen lebte. Dabei hatte sein Denken die Darstellungsart des Films angenommen. Plötzlich leuchtete da vor ihm ein Bild auf, entwickelte sich zu einem Streifen, um plöblich auch wieder zu erlöschen. Aus der Vielheit der Erinnerungstreifen fesselten ihn immer wieder zwei Filme, die Bilder von der Riedeck und vom Haselnußbusche.

In einer stillen Ecke sitzend, an einem Glase Wein nippend und ein schlechtes Kraut rauchend, schloß er die Augen, und wenn die Leute meinten, er schlafe, begann es unter seinen Augenlidern

zu leben. Da leuchteten plötzlich aus klarem Himmel märchenhafte Stockwolken, vor denen ein Buffardpaar in edler Bewegung kreifte. Und wenn die Vögel langsam niederschwebten, so wuchs aus der Tiefe die Erde herauf, als sähe sie Schoch mit den Augen der Vögel. Und wenn die waldbedeckten Hügelkuppen nahe genug gekommen waren, so lag da zwischen den Wäldern ein kleines Dorf und südlich davon ein ausgedehntes Ried. Die Vögel aber ließen sich nieder auf den hochstämmigen Föhren der Riedeck, einer Hügelnahe zwischen Dorf und Ried. Und mit eins sah sich der Alte selbst dort stehen unter einer mächtigen Föhre neben blühenden Schlehenbüschen und in die Stille des Riedes hinabträumen. Jenseits des Riedes ragte auf dem Krapfenberge die Schloßruine gespensterhaft in den Abendhimmel. Links davon standen in der Tiefe am Fuße des Hügels die Pappeln des Tobelhofes, dessen Gebäude hinter Obstbäumen verborgen lagen. Hier hatte Schoch seine Jugend verbracht. Nun gehörte der Hof fremden Leuten. Während die Stille des Abends ein Rudel Rehe an den Waldrand lockte, schritt Schoch ins Ried hinab, überquerte es, stieg gegen den Tobelhof hinauf, schwenkte bei den Pappeln über eine kleine Wiese zum Johannisbeerhage, guckte über den Garten in die bereits erleuchteten Stubenfenster und sah in der Stube die Mutter. Sie saß strickend am Tische und schien in den Abend hinauszuhorchen, als erwarte sie ihren Sohn, und immer, wenn Schoch das Gefühl hatte, jetzt sehe sie ihn, jetzt erhebe sie sich, ihm entgegenzueilen, brach der Film ab.

Oder er spielte den Haselbuschfilm. Da sah er vor sich frühlingssnaakte Haselzweige mit eben reifenden Käzchen. Der Wind schüttelte sie, Blütenstaub fiel in goldenen Wolken auf die neckisch roten Narben, die wie bittende Hände aus den prallen Knospen hervorleuchteten und deren Anblick ihn immer tief erregte des großen mütterlichen Wunders wegen, das sie in sich bargen. Wenn dann die Knospen sich öffneten und krause, silbrig behaarte Blätter sich ausbreiteten, da wuchsen, von diesen Blättern beschützt, im Schoße zierlicher Kelche die Rüsse. Ach, es war so seltsam, wie wundersam solch kleine Dinge mit eins zu sprechen begannen! Und der Haselbusch hatte in der Tiefe eine Öffnung wie ein gotisches Fenster. Dort konnte man in den Busch kriechen und auf die armsdicken, knorrigen Stockausschläge sitzen, und in schattiger Tiefe murmelte der Bach

über rotbraune Steine. Das Fenster aber öffnete sich dann mit eins, wurde größer und größer, öffnete sich über dem Riede und über dem fernen Dorfe bis in den Himmel, so daß mit den Sonnenkränzen zwischen den Blättern des Busches die köstlichsten Gestalten aus dem Paradiese herantanzten, in das Lied des Baches einstimmten und ein Singen und Spielen die Stille durchorgelte, als wäre mit eins der Haselbusch Mittelpunkt der Welt geworden.

Was Wunder, daß beim Spielen solcher Erinnerungsfilme im alten Jahrmarttsfahrer immer mehr der Wunsch erwachte, ins Dorf zurückzukehren, und als er durch einen glücklichen Zufall vom beabsichtigten Verkaufe des Zehnthauses hörte, dieses erwarb, um im Dorfe die Träume der Kindheit nochmals in Wirklichkeit zu erleben.

Aber siehe, das Dorf war tot! Wo war der Bach mit seinen Liedern, seinen Wasserfällen, seinen Fischen und den hundertfältigen Formen seiner Ufer, Schluchten, Seen und Meere? Wo war die Haselnußhecke an des Baches Ufer? Und wo war das Wäldchen, das stets wie ein lebendiger Strauß östlich des Dorfes gestanden hatte? Der Bach war eingedeckt, Gras wuchs darüber. Gras wuchs an der sanften Bodenwelle, die des Haselbusches Standort einzig noch verriet. Und wo das Hölzchen war, auch dort wuchs Gras. Überall Gras, Gras, Gras! Es war ein niederschmetternder Eindruck, den der Alte vom Dorfe bekam, je länger er wieder dort weilte. Die nützlichkeitsgesättigte und übertriebene Kultiviertheit der Felder, Bäume und Wiesen, die skrupellose Wirtschaftlichkeit, die aufs genaueste berechnete, wieviel Nutzen jedes Fleckchen Erde abwarf, und nichts mehr gelten ließ, was einfach da gewesen war, weil es der Herrgott eben auch geschaffen hatte, erfüllte ihn mit aufrührerischer Widerseßlichkeit. „Unser Dorf ist eine nackte, schamlose Dirne geworden!“ zürnte er oft, wenn er vergeblich umherstreifte, das wieder zu finden, was ihn erinnernd am meisten gefreut hatte. Doch ließ er sich nicht von seiner Enttäuschung meistern, sondern entschloß sich, dem Dorfe zu zeigen, daß es nicht bloß auf das Gras ankam, nein, nicht bloß auf das Gras!

Als das Zehnthaus neu verputzt war, ließ er es der grau-grünen Gleichförmigkeit des Dorfes zum Troste in einem leuchtenden Hellrosa streichen. Wenn schon das Dorf das Gesicht verloren hatte, etwas Farbe stand ihm immerhin an! Und um das Haus gab es einen Blumengarten, an die

Fenster kamen Nelkenstöcke, an die Hausecken Kletterrosen! Schoch ließ sich in seinem Verschönerungsbestreben auch nicht stören, wenn die Schuppisrüter spotteten: „Warum das, Schoch? Du würdest doch das Geld nutzbringender auf der Bank liegen lassen!“ Die Leute lachten, bis mit der Zeit im Dorfe ein Paradieschen fertig war, lachten, bis eines Tages Schoch, der Narr, plötzlich starb und ihnen das Zehnthaus als Erbschaft hinterließ. Und wie nun das Haus wieder

den Schuppisrütern gehörte, da war es, wenn sie daran vorübergingen, als schauten sie in einen Spiegel, als sähen sie darin ihr Gesicht, das verloren war, das ihnen aber der Jahrmarktfahrer wieder geschenkt hatte. Sie erkannten, daß das Leben wirklich nicht bloß aus greifbaren Werten besteht, sondern auch aus einem großen Stück unbezahlbarer Schönheit. Von da an hielten die Schuppisrüter das Zehnthaus und das Andenken an Schoch in hohen Ehren. -ht.

Klima und Leben.

Wir alle sind von Klima und Wetter in starkem Maße abhängig — das gilt schon für den gesunden, noch mehr aber für den kranken Menschen, der bekanntlich Witterungsänderungen häufig bereits Stunden voraus spürt. Die moderne Wissenschaft hat sich mit den Zusammenhängen zwischen Klima und menschlichem Leben eingehend beschäftigt und konnte in letzter Zeit eine ganze Reihe sehr wichtiger neuer Forschungsergebnisse erzielen, über die der nachstehende Artikel berichtet.

Die Frage nach den Zusammenhängen zwischen Klima, Wetter und Mensch wurde ursprünglich nicht von den Meteorologen, sondern von den Ärzten aufgeworfen. Man wurde geradezu zwangsmäßig zu der Annahme gedrängt, daß hier irgendwelche Zusammenhänge vorliegen müssen, denn gewisse Krankheiten zeigen außerordentlich deutliche Einflüsse des Wetters. Denken wir an die verstärkten Schmerzen des Rheumatikers bei Witterungswechsel, an die bekannte Tatsache, daß Kinder in Elendsvierteln, die in lichtlosen Wohnungen und Hinterhöfen aufwachsen, eine erschreckend starke Anfälligkeit für Rachitis und andere Vitaminmangel-Krankheiten aufweisen. Die Forschung muß sich allerdings auf diesem Gebiet sorgfältig vor allen Verallgemeinerungen hüten. So darf man zum Beispiel nicht einfach sagen, daß diese oder jene Krankheit an eine bestimmte Wetterlage gebunden sei, denn in unserem Klima wechselt die Wetterlage so häufig, daß derartige Schlüsse von einem Wettertyp auf die angeblich dadurch ausgelöste Krankheit notwendig zu Irrtümern führen müssen. Nur sehr gründliche und alle Fehlerquellen nach Möglichkeit ausschaltende Forschungsarbeit kann hier eine Klärung herbeiführen.

Wie entstehen die
„Wetterschmerzen“?

Greifen wir kurz einige der wichtigsten Ergeb-

nisse dieser Forschung heraus. In letzter Zeit hat man die gefürchtete Sommersterblichkeit der Säuglinge, deren Entstehungsursache lange Zeit ungeklärt war, eindeutig als eine Schädigung des zarten Organismus der Säuglinge durch Hitze erkannt. Man wird daher verhältnismäßig leicht in der Lage sein, durch entsprechende Maßnahmen die hier vorliegenden Gefahren für das Leben unserer Kleinsten zu bannen. Die gefürchteten „Wetterschmerzen“, von denen viele besonders empfindliche Menschen vor einem Wetterumschlag gepeinigt werden, sind jetzt als eine Folgewirkung bestimmter Veränderungen in der Atmosphäre (absinkende Luftmassen beim Eintritt bestimmter Wetterlagen) erkannt worden. Die Angriffsstelle, von der die Störungen ausgehen, scheint das sogenannte vegetative Nervensystem zu sein. Andere Fälle wiederum, bei denen ein Zusammenhang mit dem Wetter oder bestimmten Jahreszeiten scheinbar ganz sicher vorzuliegen schien, haben sich als gänzlich klimunabhängig erwiesen. So ist festgestellt worden, daß das bekannte Wintermaximum der Masernerkrankungen mit der kalten Jahreszeit gar nichts zu tun hat; es handelt sich lediglich um eine Auswirkung der Tatsache, daß die Menschen im Winter enger zusammengedrängt sind und daher die Ansteckungsgefahr größer ist als etwa im Sommer. Bei der viel diskutierten „Frühlingskrise“ wiederum, die den meisten von uns aus eigener Erfahrung bekannt ist, handelt es sich in erster Linie um eine starke Reaktion unseres vom Winter her „lichtentwöhnten“ Organismus auf die starke Sonnenstrahlung der Frühlingstage. Eine Überlagerung der jahreszeitlichen Einflüsse mit anderen Faktoren ergibt sich dadurch, daß die Tätigkeit wichtiger Hormondrüsen des Menschen im Laufe des Jahres gewissen Schwankungen